Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 653. Sonnabend den 22. December 1894. 88. Jahrgang.

Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

Sonntag, den 23. December, Vormittags nur bis ½9 Uhr

geöffnet.

Expedition des Leipziger Tageblattes.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 22. December.

Der Gesetzentwurf wegen **anderweiter Ordnung des Reichsfinanzwesens** befindet sich jetzt im Bundesrath und wird also wohl, nebst der Tabaksteuervorlage, dem Reichstag alsbald zugehen. Daß auf den Finanzreformplan nicht verzichtet würde, stand längst fest. Zur vollen Durchführung in dem beabsichtigten Umfange, mit Ueberweisungen an die Bundesstaaten über die Matricularbeiträge hinaus, werden freilich auch im Fall der Bewilligung der Tabaksteuervorlage die nöthigen Mittel nicht vorhanden sein. Man wird vorläufig zufrieden sein müssen, wenn Ueberweisungen und Matricularbeiträge sich wenigstens decken und damit das Reich in seinen Finanzen thatsächlich auf eigene Füße gestellt wird. Zweifellos trifft der „Hamb. Corr." das Richtige, wenn er glaubt, der dem Bundesrathe jetzt vorliegende Entwurf bestimme im Wesentlichen Folgendes:

„Sind die Ausgaben des Reichs höher als die Einnahmen, so soll der Reichstag sich verpflichten, den überschießenden Betrag durch Erhöhung der Reichssteuern zu beschaffen, sind sie niedriger, so wandert der Ueberschuß in einen Fonds, dessen Inhalt eine gewisse Höhe erreicht hat. Darüber hinaus werden die Ueberschüsse zur Schuldentilgung verwendet, wenn der Reichstag nicht dringende Ausgaben entdeckt, die der Bundesrath nicht gebilligt hat. Tritt aber im Laufe des Etats eine Verminderung der Einnahmen (gegen den Etatsvoranschlag) ein, so ist diese nicht durch Erhöhung der Matricularbeiträge, sondern aus dem Fonds der Reichssparcasse zu decken. Wenn auch die clausula Franckenstein der Form nach in Kraft bleibt, worüber der Reichsschatzsecretair in seiner Etatsrede das Centrum zu beruhigen gesucht hat, so wird sie — wenigstens für die 5 Jahre, die für den „Finanz-Automat" vorläufig vorgesehen sind — praktisch doch außer Wirksamkeit gesetzt: sie wird nichts Anderes sein, als ein Maßstab für die Berechnung der auf die Einzelstaaten entfallenden Einnahmeerträge."

Aufgegeben wird und kann aber der Plan auch in seinem weiteren Umfang nicht werden. Die wachsenden Bedürfnisse der Einzelstaaten und ihre Unfähigkeit, nach Verzicht auf alle ergiebigen indirecten Steuern zu Gunsten des Reichs aus eigener Kraft neue Einnahmen in genügendem Betrag zu beschaffen, machen auf die Dauer eine Erhöhung der Ueberweisungen unumgänglich nothwendig. Im Reich sind noch ergiebige Einnahmequellen genug vorhanden, in den Einzelstaaten sind sie gänzlich erschöpft. Darin liegt ein Zwang, dem sich auf die Dauer kein Reichstag wird entziehen können. Alljährlich wird von den verschiedensten Parteien ein ganzes Bündel von Steuervorschlägen in Anregung gebracht, es sind nur immer nicht die, welche die Regierung für zweckmäßig hält, und wenn man die Antragsteller beim Worte nehmen wollte, würden sie wahrscheinlich auch nicht mitmachen. Immerhin beweist die wahre Sammlung von Steuerprojecten, wie viele Einnahmequellen im Reich noch unausgenützt vorhanden sind. Es ist auch eine ungerechte Behauptung, daß die indirecten Steuern in Deutschland bereits überangestrengt seien und unbillig auf den ärmeren Volksclassen lasteten. Kein Staat in der ganzen Welt hat sein Finanzwesen weniger auf die indirecten Abgaben gegründet, und dabei sind die unteren Volksclassen im größeren Theile von Deutschland fast ganz von directen Steuern befreit. Etwas müssen sie doch zu den Ausgaben für öffentliche Zwecke aller Art, von denen sie größere Vortheile als die oberen Stände zu ziehen pflegen, beitragen, zumal wenn sie die gleichen politischen Rechte beanspruchen.

Die „Köln. Ztg." macht darauf aufmerksam, daß in der ausländischen Presse wieder einmal die verschrobensten Mittheilungen über die **innere deutsche Lage** sich finden und daß selbst der „Temps", das französische Regierungsorgan, sich melden läßt, Fürst Hohenlohe habe das einzige Ziel, einen schweren Conflict zwischen dem Reichstag und den verbündeten Regierungen heraufzubeschören. Das rheinische Blatt bemerkt dazu:

„In Paris sollte man doch wenigstens den Fürsten Hohenlohe genügend kennen, um zu wissen, daß er nicht ein Mann ist, der mit dem Kopfe durch die Wand will oder der im Streit und im Hader das Ziel seiner Wünsche sieht, sondern daß er Alles aufbieten wird, mit thunlichem Entgegenkommen und in ruhiger sachlicher Verhandlung von Reichstag dasjenige bewilligt zu erhalten, was er zur Erfüllung der Aufgaben braucht, die ihm zunächst am Herzen liegen; jeder Conflict mit dem Reichstag würde die Erreichung dieses Zieles mindestens erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. Es gehört deshalb eine schon ungewöhnliche Unkenntniß der wirklichen Thatsachen dazu, um glauben zu können, daß die leitenden Kreise in Deutschland auf einen Conflict mit dem Reichstag hinarbeiten."

Die „Köln. Ztg." hätte hinzufügen können, daß alle diese Conflictsgerüchte auf „freisinnige" Correspondenten zurückzuführen sind, die kein anderes Ziel kennen, als die Gefolgschaft des Herrn Eugen Richter zu vermehren. Aber gerade weil ein regierungsseitig heraufbeschworener Conflict Wasser auf die Mühle der Radicalen von links sein würde, wird Fürst Hohenlohe vor einem solchen Conflicte sich sorglich hüten. Ueberdies fehlt es auch an Conflictsmaterial. Nachdem der Reichstag die nationalliberale Resolution auf Verstärkung der Disciplinargewalt seines Präsidenten angenommen hat, würde die Regierung völlig wider ihr eigenes Interesse handeln, wenn sie nach Schluß der Session durch strafrechtliche Verfolgung Liebknecht's die Möglichkeit heraufbeschwören wollte, entweder Herrn Liebknecht freisprechen zu sehen, oder die Mehrheit des Reichstags in Bezug auf die Interpretation des Art. 30 der Verfassung in Gegensatz zu dem richterlichen Erkenntniß zu bringen. Und was die „Umsturzvorlage" betrifft, so wird es immer wahrscheinlicher, daß auch sie die Handhabe zur Herbeiführung eines Conflicts nicht bietet. Der Ausschlag liegt bekanntlich beim Centrum. Hat nun auch in dieser Partei die radicale „Weisheit", daß die Socialdemokratie in den letzten Jahren unter dem Einfluß der freien Discussion weniger gefährlich geworden und im Absterben begriffen sei, noch Anhänger gehabt, so ist gerade das brutale Auftreten der Socialdemokraten in allerneuester Zeit sehr geeignet gewesen, diesen Wahn zu zerstören. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß die Theorie der Nutzlosigkeit aller staatlichen Bekämpfung der Socialdemokratie im Centrum keinen Boden mehr hätte. Man wird kaum fehl gehen mit der Annahme, daß der „hervorragendste Socialpolitiker" der Partei, Hitze, unentwegt bei derselben beharrt. Aber auf die große Masse der Partei haben schon die belgischen Erfahrungen des letzten Herbstes einen tiefen Eindruck gemacht, so daß die Wahrnehmungen, zu welchen jetzt das Auftreten unserer eigenen Socialdemokratie Gelegenheit bot, auf einen wohlvorbereiteten Boden fielen. Die Abstimmung des Centrums am letzten Sonnabend bewies, daß es Werth darauf legte, gleich bei dem ersten sich bietenden Anlaß der socialrevolutionairen Bewegung gegenüber als ein Bestandtheil der die bestehende Ordnung vertheidigenden Elemente zu erscheinen. Auf diese Weise hat sich die Perspective einer aus den alten Cartelparteien und dem Centrum bestehenden Majorität gebildet, welche, wenn nicht Alles trügt, eine Lösung der Umsturzgesetzfrage ermöglichen wird. Freilich werden bis zu diesem Ziele noch manche Schwierigkeiten zu beseitigen sein. Man thut aber gut, die noch immer sehr absprechende Centrumspresse nicht mit der Centrumspartei zu verwechseln. Andererseits wird man gut thun, die angeblich im conservativen Lager bestehende Absicht, an Stelle der Regierungsvorlage ein Ausnahmegesetz zu beantragen, wodurch natürlich die erwähnte Majorität sofort gesprengt werden würde, nicht ernst zu nehmen. Ist auch die „Kreuzzeitung" ebenso conflictslüstern wie die „Freisinnige Ztg.", so ist doch das Blatt des Herrn v. Hammerstein nicht die conservative Partei, die recht gut weiß, daß sie durch das Drängen nach einem Ausnahmegesetz in einen Conflict mit der Regierung käme, statt diese in eine Differenz mit den Mittelparteien zu bringen. Es ist also eitel Geschwätz, was der auswärtigen Presse aufgetischt wird.

Der Sturz des **ungarischen** Cabinets Wekerle ist jetzt Thatsache, denn die formelle Ueberreichung des im Princip angenommenen, von den Ministern bereits unterschriebenen Demissionsgesuches und die Ernennung des neuen Cabinets sind nur noch die Frage weniger Tage. Der König wird wahrscheinlich schon am 26. d. M. nach Pest kommen, um seine Wahl zu treffen. Jetzt wird auch kein Hehl mehr daraus gemacht, daß Wekerle bereits vor der Sanction der kirchenpolitischen Gesetze regierungsmüde war, d. h. seitdem er erkannt hatte, daß die unverhältnißmäßig lange Verzögerung der Sanction nicht anders, denn als auf einen Mangel an Vertrauen seitens der Krone dem Ministerium gegenüber gedeutet werden konnte. Wir haben schon wiederholt die Genesis der Krise, und wie der Gang der Dinge zeigt, richtig geschildert, so daß wir uns heute auf ein kurzes Resume beschränken können. Zweifellos ist die Erschütterung des königlichen Vertrauens zur gegenwärtigen Regierung nicht auf die Abneigung des Monarchen gegen die kirchlichen Reformen, sondern darauf zurückzuführen, daß die Regierung zum Zweck der Stärkung ihrer parlamentarischen Macht sich zuweit mit den Radicalen der äußersten Linken eingelassen hat, welche man eben als gefährliche Revolutionaire betrachtet. Die Rolle, welche Kossuth der Jüngere im Lande hat spielen dürfen, die großartige Beerdigung Kossuth's des Vaters, die häufigen Straßendemonstrationen der radicalen Jugend gelten oben als ebenso viele Sünden des Cabinets, welches, wie man sagt, nicht zur Genüge die Würde einer königlichen Regierung gewahrt habe. Wekerle und Hieronymi werden überdies in Wiener Hofkreisen als Marionetten Szilagyi's (!) bezeichnet, dem man die weitestgehenden, ja umstürzlerischen Pläne zutraut. Der König wünscht vor Allem ein Cabinet der starken Hand, das die Zügel etwas straffer anzieht, und dann ein Cabinet ohne Szilagyi. Nach oben hin hat das Cabinet Wekerle Widerstandskraft genug gezeigt, es hat vor Allem, eine gewaltige That, die liberalen kirchlichen Reformgesetze gegen die macht- und einflußreiche aristokratisch-klerikale Coalition durchgesetzt. Nach unten verstand Wekerle nicht die gleiche Energie anzuwenden, obwohl sie in der Kossuth-Angelegenheit gerade da geboten war. Darüber fällt das liberale Cabinet, und die Behauptung, der Kaiser wolle die zwei ausstehenden, vom Oberhause noch nicht angenommenen Gesetze über die Religionsfreiheit und die Judenreception nicht genehmigen, ist nur eine nebensächliche Erklärung für die Entlassung Wekerle's. Wir sehen das Cabinet mit aufrichtigem Bedauern scheiden, denn es hat sich um das Land die größten Verdienste erworben, das ihm außer der Civilehe die Hebung des wirthschaftlichen Wohlstandes, die Valutaregulirung — die nur ein Wekerle so glücklich ins Werk zu setzen vermochte — und manches Andere dankt, aber es hätte es besser verstehen müssen, im gegebenen Augenblicke Empfindungen an höchster Stelle zu schonen, die bis zu einem gewissen Grade wohl berechtigt waren. Ein Systemwechsel ist mit dem Cabinetswechsel nicht beabsichtigt, weshalb sich auch in den liberalen Kreisen Ungarns eine größere Erregung nicht bemerkbar macht. Selbst das „Wiener Fremdenblatt", das Organ des Grafen Kalnoky, der mit der Ministerkrisis in engsten Zusammenhang gebracht wurde, sieht sich genöthigt, Befürchtungen nach dieser Richtung entgegenzutreten.

Für einen Systemwechsel, sagt das Blatt des Wiener Auswärtigen Amtes, fehlen alle Voraussetzungen. Gäbe es eine Partei in Ungarn, die eine derartige Veränderung herbeiwünschen würde, so wäre sie sicherlich so schwach, daß sie sich auch nicht kurze Zeit behaupten könnte. Der König Ungarns sei unverbrüchlich verfassungstreu, er würde keine Politik dulden, die den parlamentarischen Bedingungen widerspräche. Die Befürchtung einer durchgreifenden Veränderung sei vollkommen gegenstandslos. Zu wünschen wäre nur, daß sich die liberale Partei, welche die stärksten Kräfte Ungarns in sich vereinigt, fest zusammenschließe.

Der Monarch muß ja selbst das größte Interesse daran haben, daß die liberale Partei in ihrer jetzigen Stärke fortbestehe, denn sie bildet die sicherste Stütze des Dualismus. Dieses Fundament, auf welchem die Monarchie ruht, findet derzeitig in Ungarn bei keiner anderen Partei eine gleichwerthige Sicherung. Die äußerste Linke in allen ihren Fractionen hat die Bekämpfung des bestehenden Dualismus geradezu zum Programm. Die Nationalpartei des Grafen Apponyi bekämpft die im Jahre 1867 geschaffene Reichsverfassung nicht der Form, aber dem Wesen nach, sie hat, so weit ihre glücklicherweise schwachen Kräfte reichten, an der Einheit der Armee bereits bedenklich gerüttelt, und dieser Berührungspunct mit der äußersten Linken allein hat es ermöglicht, daß sie mit dieser gegen die ehrlich verfassungstreuen Regierungen so oft gemeinsame Sache machen konnte. Die Dissidenten-Gruppe des Grafen Szapary ist ein Häuflein von Vereinzelten ohne Anhang im Lande. Sollte ein leichter Schattirungswechsel eintreten, so würde er nur von vorübergehender Bedeutung sein. Es heißt auch, es solle ein Ministerium eingesetzt werden, dessen Mitglieder sich nach österreichischem und deutschem Muster als Beamte der Krone ansehen, nicht als Parlamentarier. Ob ein solcher Versuch in Ungarn auch nur für kurze Zeit haltbar wäre, müßte sich freilich erst zeigen, wir glauben nicht daran.

Es stellt sich immer mehr heraus, daß in dem Zollkrieg zwischen **Frankreich** und der **Schweiz**, den die französischen Prohibitionisten der Eidgenossenschaft aufgenöthigt haben, entweder am Schlimmsten fährt. Die Aussichten eines gütlichen Compromisses schwinden alle Tage mehr. Je länger der Zollkrieg dauert, desto mehr gewöhnt man sich in der Schweiz an die neue Lage, lebt sich in die geänderten Verhältnisse hinein und schafft sich eine eigene Industrie. Diese letztere wiederum zieht neue Interessenkreise um sich her und ist schon jetzt so stark, um auf Berücksichtigung ihrer Wünsche und Forderungen dringen zu können, falls etwa die handelspolitischen Ausgleichsverhandlungen zwischen Bern und Paris in Fluß geriethen. Schon haben sich zahlreiche kleinere Industriezweige in der Schweiz angesiedelt, die ihren Nährboden bisher in Frankreich hatten. Toilettesefenfabriken, Webereien, Papierfabriken, Conservenfabriken haben sich etablirt und andere Gewerbszweige sind im Entstehen begriffen. Alle diese Industrien finden ihr consumkräftiges und consumbereites Publicum schon vor. Sie suchen es durch billigen Preis an sich zu fesseln, und sollte je das alte Verhältniß zwischen Frankreich und der Schweiz wieder Platz greifen, so werden die französischen Producenten mit den sehr zu ihrem Nachtheile

---

Feuilleton.

Sein Erbe.

9] Eine Familiengeschichte. Von M. von Buch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Er sieht in mir nur das Spielzeug für müßige Stunden, dachte Charlotte verletzt, ehe sie erwiderte:

„Du mußt bedenken wie entwöhnt ich bin, Dir Erholung zu gewähren, allzulang hast Du mir dazu keine Gelegenheit geboten."

„Sei nicht so kindisch, Charlotte, Du mußt die Sachen nicht ernster nehmen als sie gemeint sind", sagte er ärgerlich. Er fügte jedoch, sich beherrschend, hinzu: „Einziger Schatz, thu' mir nur den Gefallen und sei wieder gut, sieh, Du weißt gar nicht, wie sehr Dich mein Geburtstagsgeschenk überraschen wird."

„Du schiltst mich kindisch", rief sie außer sich, „und doch behandelst Du mich wie ein Kind, Du beleidigst mich, und die Aussicht auf ein Geschenk soll mich trösten, wie — wie man ein Kind mit der Puppe tröstet. Wenn Du Erholung suchst, so fahre nach Wellstädt, gehe zu Brandow und Wellnitz, zu all denen, wo Du sie bisher gesucht und gefunden hast."

Sie war schön, als sie ihm das alles ins Gesicht schleuderte, die Erregung blitzte in ihren Augen und bebte um die schöngeschwungenen Lippen. Er verwandte keinen Blick von ihr.

„Bist Du nun fertig?" fragte er.

„Ja, und was hast Du mir darauf zu entgegnen?"

„Ich versichere Dich, Du bist viel schöner, wenn Du lächelst, als wenn Du schmollst", scherzte er.

Schmollen nannte er ihre berechtigte Klage, er verstand sie nicht, er wollte nicht verstehen, was sie an ihm vermißte. Unter dem harten, lauten Klang seiner Stimme zuckte sie zusammen, und sich von ihm wendend, schaute sie hinaus. Einzelne Regentropfen sprühten gegen die Scheiben, in den Wasserpfützen auf dem Platz stiegen große Blasen auf, vom Dache des gegenüberliegenden Flügels tropfte das Wasser schwer und langsam hernieder. Ach, wie trübe schaute die Welt, wie grau, trübe und trostlos. Ihre Erregung ließ nach, sie glitt in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit der Hand.

„Sieh mich an, Kind", bat Hollbracht, doch in seiner Stimme lag ein ungeduldiger, gereizter Klang. Er sprang auf und wollte ihr die Hand vom Gesicht ziehen, da merkte er, daß sie bitterlich weinte. Verstimmt hielt er inne, weil sie der harmlosen Sache solche Wendung gegeben.

„Charlotte", sagte er nach einer Pause, „ich bin mir keines Unrechts bewußt, höre auf, oder —"

Sie schaute ihn thränenüberströmt an.

„Bist Du Dir keines Unrechts mir gegenüber bewußt, Karl? Wirklich nicht? Siehst Du in mir denn etwas Anderes, als ein Spielzeug für Deine Launen?"

Wieder Vorwürfe, statt Lächeln wieder Thränen!

Ungeduldig stand er an der Thür und drückte auf die Klinke. „Ich will Dir nicht lästig fallen, Charlotte", sagte er, „den Rath, den Du mir ertheiltest, werde ich indeß befolgen."

Bald darauf vernahm man das Rollen eines Wagens. „Nach Wellstädt", rief Hollbracht dem Kutscher zu.

Es war schon spät, als er in Wellstädt anlangte, doch im Gasthause war noch viel Verkehr. Brandow, einige Gutsnachbarn und verschiedene Officiere saßen in heiterster Stimmung beisammen, einer der Herren brachte eine Champagnerwette zum Austrag, und als Hollbracht eintrat, wurde er mit Gesang und lauten Rufen empfangen. Brandow räumte ihm den Platz neben dem Gastgeber, einem jungen Rittmeister ein, bald stand ein schäumender Kelch vor ihm, und er that Bescheid, lachte und schwatzte, wie die anderen alle. Gottlob, hier wehte ein anderer Geist, als daheim. Du liebe Zeit, das Leben ist zu kurz, um es sich auch noch unnütz zu erschweren.

Nach einiger Zeit kam der Wirth herein, um zu melden, daß ein reitender Bote, den Hollbracht nach der nächsten größeren Stadt geschickt, soeben auf dem Rückwege eingetroffen sei. Der Bote mußte eintreten und entnahm einer Ledertasche, die er wohlverwahrt auf der Brust getragen hatte, zwei Kästchen von gleicher Form und Farbe, die, wie unschwer zu erkennen war, aus einer Goldschmiedewerkstatt stammten. Hollbracht wollte sie unbesehen einstecken, doch er wurde bestürmt, sie zu öffnen; wohl oder übel schlug er den Deckel des einen Kästchens auf. Ein Halsband aus Rubinen in wundervoller Goldfassung wurde sichtbar. Auf die purpurnen Steine fiel der helle Lichtschein, und die hochgefaßten, aneinandergereihten Glieder der Kette glühten auf dem milchweißen Seidenkissen des Polsters roth — gleich Blutstropfen. Ein allgemeiner Ruf der Bewunderung ging durch die Runde, und Hollbracht wurde genöthigt, nun auch das andere Kästchen zu öffnen. Merkwürdig, er enthielt das gleiche Halsband. Doch nein, diese Aehnlichkeit war nur scheinbar, beim genauen Betrachten überzeugte man sich, daß sie nur in der Form bestand, die Fassung war einfacher und leichter, als die der ersten Kette, auch die Rubinen waren durch minderwerthige Granaten ersetzt.

„Was sollen die beiden?" wunderte sich Brandow.

„Ich ließ mir einige Schmucksachen zur Ansicht senden und habe unglücklicher — oder soll ich sagen dummer? — Weise nur diese beiden erhalten. Nun, wenigstens fällt mir die Wahl nicht schwer", meinte Hollbracht und sah auf die Rubinen.

„Sie wählen die erste Kette?" fragte der Rittmeister.

„Natürlich, sie soll ein Geschenk für meine Frau sein."

„Auch die andere ist so übel nicht, wenn man die erste Kette nicht dagegen hält", sagte Brandow, seine Aufmerksamkeit den Granaten zuwendend.

„Meinen Sie? Nun, dieser Schmuck steht Ihnen zur Verfügung, Bester", sagte Hollbracht gelassen. „Wir thun Sie sogar einen Gefallen damit, weil mir die lästige Zurücksendung abgenommen wird."

„Was wollen Sie unverbesserlicher, alter Junggeselle mit einem Frauenschmuck?" lachte der Rittmeister.

Brandow aber stellte ihn vor sich hin, zog ihn unentschlossen durch die Finger, und die kleinen, verschwommenen Aeuglein ruhten fast verliebt auf dem bunten Tand.

Belustigt sah ihm Hollbracht zu. „Wenn Sie ihn wirklich kaufen wollen, entscheiden Sie sich bald, morgen müßte sich mein Reitknecht sonst wieder auf den Weg machen."

Brandow blinzelte unentschlossen zur Zimmerdecke hinauf; endlich brach er in die Worte aus: „Sehen Sie, Hollbracht, Sie haben ein Interesse daran, daß ich ihn behalte, ich nehme ihn, jedoch unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Würfeln wir darum, wer ihn bezahlen soll", sagte Brandow. „Die Herren hier sind gewiß so liebenswürdig, Zeugen des Spiels zu sein."

Hollbracht stutzte zuerst, jedoch vom Wein erregt, ging er lachend auf den Vorschlag ein, und bald lagen die Würfel auf dem Tisch. Gespannt folgten die Herren dem Verlaufe des Spiels.

„Dreimal kann Jeder sein Glück versuchen", sagte Brandow, den Becher schüttelnd. Er stülpte ihn um. „Sechs und sechs, zwölf", rief er, „nehmen Sie sich in Acht!"

Hollbracht hatte schon beim ersten Wurf Unglück, von vorn herein war und blieb er im Nachtheil, er verlor, und Brandow nahm den Schmuck schmunzelnd an sich.

Immer erregter, immer lustiger wurde die Stimmung, der Champagner that seine Schuldigkeit. Endlich begannen die Officiere unter sich zu tanzen, und als das nicht mehr ausreichend war, mußte Rose kommen, die schöne, leichtsinnige Rose, die Tochter des Wirths, und dadurch erhielt plötzlich die Gesellschaft einen Charakter, der ihr bisher fremd gewesen war.

Hollbracht lehnte einsam an der Thür; das Weinglas in der Hand, widmete er der Flasche mehr Aufmerksamkeit, als dem Treiben um sich; aber plötzlich betrachtete er angelegentlich die schöne Rose.

„Zum Donnerwetter! Was soll das?" fragte er und hielt Brandow im Vorübergehen an. „Was soll die Kette an Rose's Hals?"

„Sie steht ihr gut, bester Freund, meinen Sie nicht?"

„Dummes Zeug, ich frage Sie, was es bedeutet?"

„Das soll ich Ihnen auch noch großartig erklären?" lachte Brandow. „Natürlich habe ich sie ihr geschenkt."

„Sie hätten der Rose die Kette geschenkt?"

„Nun ja, d. h., Sie haben sie bezahlt; billiger als ich kann man nicht gut Geschenke machen, das werden Sie zugeben", kam die Antwort aus Brandow's Munde.

„Die harmlose Sache macht Ihnen doch keine Scrupel?" fuhr er fort, Hollbracht's mißmuthiges Gesicht betrachtend. „Ich finde übrigens, Ihr Ehestand bekommt Ihnen nicht, früher waren Sie weit zugänglicher. Wissen Sie noch, welch' vergnügte Stunden wir in Ihrer Junggesellenzeit verlebten, und entsinnen Sie sich noch des Tages, da die schöne Charlotte ein Gegenstand unserer Wette wurde? Und wie glänzend haben Sie die gewonnen und mit der Wette zugleich die schönste Frau! Haha!" lachte er laut. Hollbracht wandte sich ab, zum ersten Mal wurde ihm der Schwätzer unangenehm.

Noch ein später Gast war derweil im Wirthshaus eingekehrt, der im Nebenzimmer sein frugales Abendbrod verzehrte, und dieser Gast war Eugen von Schwechten. Da er mit Prinz H. in wenigen Wochen die geplante große Reise antreten sollte, wollte er sich vorher in Schwechtenhof verabschieden und hatte eines lahmen Pferdes wegen Aufenthalt in Wellstädt nehmen müssen.

Eugen hätte sich gern der lärmenden Gesellschaft entzogen, doch er wurde bemerkt und daher gezwungen, sich dem Kreise einzureihen. Sein ernsthaftes Gesicht wirkte jedoch plötzlich ernüchternd, man erinnerte sich jetzt, daß Mitternacht längst